

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63320-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Anmerkung

Die Namen von Personen, bestimmte Facetten aus ihrem Leben und die Details einiger Ereignisse wurden anonymisiert und verfremdet, um die Betroffenen und deren Persönlichkeitsrechte zu schützen.

Das Buch

Erstmals berichtet die Angehörige eines Polizisten von der emotional-sozialen Seite der zum Teil desaströsen Verhältnisse bei der deutschen, speziell der Berliner Polizei. Sabrina R. beschreibt eindrücklich, mit welchen Belastungen Polizeifamilien konfrontiert werden und welche Auswirkungen die desolate Personal- und Ausstattungspolitik auf sie hat. Sie erzählt von der Angst und dem Warten nach gefährlichen Einsätzen, davon, wie unplanbar der Alltag ist und was das für das Familienleben bedeutet, von den Anfeindungen, denen sie und ihr Mann ausgesetzt sind, von dem Verzicht auf gemeinsame Unternehmungen - und von den emotionalen Zumutungen, die aus alledem für sie und ihren kleinen Sohn, aber natürlich auch für ihren Mann erwachsen.

Die Autorin

Sabrina R. lebt und arbeitet in Berlin. Sie schreibt unter Pseudonym, um sich und ihre Familie zu schützen.

Sabrina R.

**«Manchmal wünschte ich, er
wäre nie Polizist geworden.»**

Eine Ehefrau schlägt Alarm

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Reinbek bei Hamburg, Juni 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Lektorat Ulrike Gallwitz
Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München
Umschlagabbildung Halfdark/ Getty Images
Satz FF Scala PostScript (InDesign)
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63320 1

Inhalt

Inhalt

Prolog

Ein Brief mit ungeahnter Wucht

Familienleben in anderem Takt

Vereidigung

«Pass auf dich auf!»

The show must go on

Routine und Sorge

Zynismus als Hilfe

Gedanken einer Mutter

«Mein Mann ist Polizist»

«Das müssen die schon aushalten»

Die Gefahr kommt mit nach Hause

Im Regen stehen

Die Sache mit den Kindern

Der Tod gehört dazu

Müde und erschöpft

All das allein ...

Mit Glück Karriere

Mit Glück Freunde

«Ist doch nicht ansteckend»

Warten auf ein Lebenszeichen

Überlastet und vorgeschoben

Es braucht eine große Polizeifamilie

Vorbereitungen

Unwort des Jahres: Glaubwürdigkeit

Das kleine große Glück

Nachwort

Ein Brief mit ungeahnter Wucht II

Das Gespräch mit Polizeipräsident Kandt

Abschließende Gedanken

Prolog

Ein Brief mit ungeahnter Wucht

Irgendwann im September 2016 platzte mir der Kragen. Mein Mann Tim arbeitete nun schon einige Jahre als Polizist in Berlin, und inzwischen war mir klar, dass, was die Führung der Behörde betrifft, vieles im Argen liegt. Während mir anfangs, als Tim mit dem Studium begann und damit in den Dienst der Polizei eintrat, die Dienstzeiten und die potenziellen Gefahren als die größten Schwierigkeiten erschienen, die wir als Familie zu meistern haben würden, bekam ich nun regelmäßig Krisen, wenn ich an die Gesamtumstände und unseren Alltag dachte. Nach nur wenigen Jahren war ich bereits kräftig genervt und wütend – es war absolut nicht ersichtlich für mich, warum die Probleme, die seit Jahren, gar Jahrzehnten, bekannt sind und immer drängender werden, weil Ausstattung, Gebäude und Menschen seither auf Verschleiß gefahren werden, nicht endlich konstruktiv angegangen werden.

Zugegebenermaßen schaue ich mit einem anderen beruflichen Blick auf die Dinge. Ich arbeite in der freien Wirtschaft in einem jungen, engagierten und agil arbeitenden Team. Unser Handlungsfeld ist grob gefasst der Fortschritt, wir müssen also stets Chancen und Risiken ausmachen und Lösungen finden und aufzeigen. Außerdem bin ich von Natur aus ein Typ, der sich nicht scheut, Probleme klar auszumachen, anzusprechen und dann anzugehen. Und das schnell und effizient. Meine Uhren gehen einfach anders. Die Trägheit des Staates macht mich da manchmal wahn-sinnig. Ich habe Verständnis dafür, dass man einen riesigen Apparat wie eine Behörde nicht mal eben so reformiert, aber ich habe kein Verständnis für das Aussitzen und Verschleppen von Problemen oder gar für Tatenlosigkeit.

Ich war wütend. Ich stand auf Kriegsfuß mit dem damals noch recht neuen Dienstzeitenmodell, ich haderte mit der Belastung, die mein Mann inzwischen tagtäglich auszuhal-

ten hatte, und schaute besorgt in die Zukunft – offensichtlich wurden die Zustände immer schlimmer, und er würde noch viele Jahre im Dienst sein. Wie würde es wohl in ein paar Jahren um seine körperliche und seelische Gesundheit stehen, wenn das so weiterging? Ich ärgerte mich über die zum Teil mehrere hundert Euro teure Ausrüstung, die wir selbst kaufen mussten, weil der Dienstherr es einfach nicht gebacken bekam, sinnvolle und gute Ausrüstung wie passende Schutzwesten zur Verfügung zu stellen; ich stellte mit Erschrecken fest, dass ich aufgrund der unhaltbaren Zustände bei der Berliner Polizei inzwischen auch arge Konsequenzen in meinem Umfeld – sei es Beruf oder Freundeskreis – hinnehmen musste, und ich schaute beunruhigt auf unseren kleinen Sohn und fragte mich, was all das für ihn bedeuten würde.

Ich verstand einfach nicht, wie man in der Politik und als Dienstherr der Behörde den dort arbeitenden Polizisten beim sinnbildlichen Ertrinken zuschauen und nur daneben stehen konnte – mit gut gemeinten Versprechungen, aber den Händen in den Taschen. Das Gegenteil von gut ist gut gemeint.

Ständig hatte ich das Bild der drei Affen vor Augen: Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen. Und ich erinnerte mich an unzählige Diskussionen mit meinem Mann, bei denen ich immer wieder die Fragen «Warum macht man nicht endlich etwas?» und «Warum sagt ihr da denn nichts?» mantraartig formulierte. Mir wurde bewusst, dass das von vielen Bürgern so idealisierte Beamtenverhältnis doch eher ein goldener Käfig ist. Zumindest in meinem Weltbild. Was nutzt mir die Unkündbarkeit, wenn kein Raum für Innovation und Effizienz, für Kritik und Offenheit gegeben wird, wenn ich am Ende nicht einmal selbst entscheiden darf, dass ich den Dienstherrn wechseln und zu einer anderen Polizei, ob nun in ein anderes Bundesland oder zur Bundespolizei, gehen möchte?

Nachdem ich mich lange in das Thema eingelesen und die Entwicklungen verfolgt hatte, war ich fast schon so weit, zu glauben, ich könnte den Laden im Alleingang reformieren und wieder zum Laufen bringen. So viele Probleme sind auf dieselbe Ausgangssituation zurückzuführen und wirken daher fast lächerlich einfach zu lösen. Natürlich maße ich mir nicht an, den Schlüssel zur Lösung aller Probleme in der Hand zu halten – aber es ist auch nicht alles so unmöglich, wie es von Politik und Dienstherr gerne dargestellt wird. Wenn man nur mal zusammenhängend denken und konstruktiv anpacken würde ...

Da waren also sehr viel Wut und Unverständnis in mir aufgelaufen, die sich nicht sinnvoll entladen konnten. Und dann kam es dazu, dass der damalige Berliner Polizeipräsident Klaus Kandt sich in einem Brandbrief beschwerte, dass es Kollegen gebe, die die Berliner Polizei verlassen wollten, es gar Fälle von «Raubernennungen» gegeben habe.

Das Beamtenstatusgesetz besagt, dass eine Versetzung eines Berliner Polizisten nur im gegenseitigen Einverständnis des jetzigen und des neuen Dienstherrn zu erfolgen habe, außerdem ist eine Versetzung ausschließlich mit einem geeigneten Tauschpartner möglich. Ausnahmen gibt es nur bei sozialen Härtefällen. Das bedeutet, man müsste zunächst einen Kollegen in dem Wunschbundesland finden, der gleich geeignet ist und aus seinem Bundesland nach Berlin und in die Berliner Umstände wechseln möchte. Man kann sich vorstellen, dass bei bundesweit schlechtester Bezahlung, veralteter Ausrüstung und schwieriger politischer Lage Berlin nicht das beliebteste Tauschbundesland ist. Bundesbehörden wie der Verfassungsschutz und die Bundespolizei können wiederum als übergeordnete Behörde Polizeibeamte ohne Einverständnis der Polizei Berlin im Rahmen sogenannter Raubernennungen einstellen. Hier muss der entsprechende Polizist nicht kündigen, son-

dern wird einfach zum Bundesbeamten ernannt, womit sein Dienstverhältnis mit dem Land automatisch erlischt.

Die Föderalismusreform hat die einzelnen Bundesländer in Konkurrenz zueinander gesetzt, da sie nun unabhängig voneinander über Gehalt, Ausstattung usw. entscheiden können. Lange schien die bundesweit schlechteste Besoldung für Berlin kein großes Problem. Doch was sich in den letzten Jahren zunehmend andeutete, ist nun schmerzhaft Realität: Der Personalbedarf ist aufgrund neuer Anforderungen in der Hauptstadt mit Regierungssitz und der aktuellen Pensionierung einer ganzen Generation von Polizeibeamten enorm. Und plötzlich sind die unattraktiven Arbeitsbedingungen im Vergleich zu den anderen Bundesländern und dem Bund eine große Schwierigkeit, nicht zuletzt auch bei der Nachwuchswerbung. Die Großstadt Berlin mit dem anziehenden Werbeslogan «Arm, aber sexy» funktioniert – Überraschung! – doch nicht allein als Lockmittel für fähige junge Leute; ein Besoldungsrückstand von vielen tausend Euro jährlich wird selbst durch eine hippe Stadt nicht kompensiert.

Und anstatt Brandbriefe zu schreiben und auf vorhandene Regelungen, die zulasten der Beamten gehen, zu pochen – und diese Kritik geht gleichermaßen an Polizeipräsident als auch Landesregierung –, sollte endlich einmal eingesehen werden: Wenn sich ein Angebot am Markt nicht durchsetzt, muss eben ein besseres gemacht werden. Wenn der Dienstherr durch unattraktive Bedingungen seine Beamten nicht halten und keine ausreichende Nachfrage hochwertigen Nachwuchses generieren kann, ist dies nicht das Problem des wechselwilligen Polizisten oder des neu einstellenden Dienstherrn, und ebenso kein sachlicher Grund, die Berufsfreiheit und damit auch die Entwicklungs- und Karrieremöglichkeiten so zu beschneiden.

Aber willkommen in Berlin! Hier schreibt der Mann, der durch mehrfachen Wechsel zwischen den unterschiedli-

chen Polizeibehörden (vom ehemaligen Bundesgrenzschutz zum SEK Berlin, zur Polizei Brandenburg, schließlich zur Bundespolizei und wieder zur Berliner Polizei) eine beachtliche Karriere vorweisen kann, einen Brandbrief und fordert, dass seine Kollegen nicht so ohne weiteres die Möglichkeit haben sollten, sich durch einen Wechsel beruflich zu verbessern. Er habe zwar Verständnis für die Abwanderungsbestrebungen der Beamten, schreibt der damalige Polizeipräsident Kandt, bestehe aber weiterhin auf Tauschversetzung und Ausnahmen davon nur in sozialen Härtefällen.

Ich meinte zwischen den Zeilen herauszulesen: «Ja, die Umstände sind echt mies, aber deswegen zu gehen ist echt illoyal. Und außerdem machen wir ja schon hier und dort ein bisschen was, zukünftig vielleicht auch ein bisschen mehr, seid mal nicht so undankbar.»

Ich gebe zu, über diese Deutung kann man natürlich streiten. Und wenn man eh schon mit angespannter Grundstimmung an die Dinge geht, liest man solche Zeilen vermutlich weniger wohlwollend, als sie andere interpretieren würden. Offensichtlich war ich jedoch nicht die Einzige, die sehr unwirsch reagierte. Kurz sorgte nämlich eine Antwort der Bezirksgruppen der Gewerkschaft der Polizei (GdP) für großes Aufsehen. Auch hier lässt sich wieder über Formulierungen und Tonlage streiten, aber letztlich stand dieser offene Brief für das Stimmungsbild unter den Kollegen. Und ich dachte mir bei vielen der angesprochenen Punkte: Genauso ist es!

Ich wünschte so sehr, ich hätte auch meine Sicht beitragen können, denn über die Familien sprach bis dato eigentlich keiner, und ich hatte das Gefühl – und habe es auch heute noch –, dass diese Perspektive nicht mitgedacht wird. Neben den gerechtfertigten Diskussionen zu Besoldung, Ausstattung und Arbeitsumständen wurde der Faktor Mensch immer wieder vergessen. Auch Polizisten sind

Menschen, die ein Recht auf ein erfülltes Privatleben haben. Meiner Meinung nach sogar noch umso mehr, weil sie einen Gegenpol zum Berufsalltag und einen festen seelischen Anker brauchen.

Also setzte ich mich in diesem besagten September hin und schrieb mir meine Wut von der Seele:

Offener Brief

Sehr geehrter Herr Polizeipräsident Kandt,

«Ihre Beschäftigten leisten verdammt gute Arbeit! Und das seit vielen Jahren unter widrigsten Bedingungen in puncto Ausstattung, Ausrüstung, Arbeitsplatz und Arbeitszeit. Und: Mit der deutschlandweit miesesten Bezahlung!», so öffnet der offene Brief der GdP an Sie. Die darin beschriebenen Probleme sind intern schon lange bekannt. Ich möchte mit meinen Worten an diese Schilderungen anknüpfen und eine neue Perspektive einbringen. Zur Vereidigung meines Mannes sprach Frank Henkel in der Philharmonie, Polizist- und Polizistin-Sein sei viel mehr als nur ein Beruf. Es sei eine Berufung, die mehr von dem Menschen erfordere. An diesem Tag sah ich Hunderte Familienangehörige, Freunde und Freundinnen, die sehr stolz wirkten und nicht ahnten, wie sehr diese Aussage überspannt werden würde. Denn, wir Angehörigen tragen all die Widrigkeiten des Berufes mit. Mein Mann arbeitet durch das aktuelle Arbeitszeitenmodell und die Unterbesetzung pausenlos durch. [...] Wir haben ein kleines Kind und ich bin inzwischen quasi alleinerziehend. Das hat ernstzunehmende Konsequenzen für meine Karriere. Die Zustände haben inzwischen sogar einschneidende Konsequenzen für mein soziales Umfeld. Ich stoße Freunde und Freundinnen zunehmend vor den Kopf, da ich immer häufiger Verabredungen nicht einhalten kann, dann

oft sehr kurzfristig absagen muss. Nicht alle bringen dafür auf Dauer Verständnis auf. Nicht zuletzt ziehen wir dadurch auch Konsequenzen für unsere weitere Familienplanung. Einschnitte an allen Fronten.

Früher habe ich gerne mit stolzgeschwellter Brust vom Job meines Mannes erzählt, heute schweige ich zu diesem Punkt immer häufiger, da ich zunehmend Übergriffe im Privatleben fürchte. Und weil mein Nervenkostüm inzwischen zu dünn ist, bedrohliche Anfeindungen ertragen zu können. [...] ich kritisiere, wenn sich die Polizei immer wieder diesen Menschen stellen muss und dann im «eigenen Haus» keine erhebliche Unterstützung erfährt. Politikerinnen und Politiker sparen nicht mit ihrer (zum Teil verachtenden) Kritik, und nach meinem Gefühl setzen Sie sich nicht merklich für Ihre Kolleginnen und Kollegen ein, Schuld und Fehler werden gerne den Polizeibeamtinnen und -beamten zugeschoben.

Und dennoch steht mein Mann jeden Tag wieder in der Wache, macht jeden Tag einen guten Job, auch wenn oft keine Zeit für Erholungsphasen bleibt. Der Bevölkerung sind die Zustände wenig bewusst, den Medien sind sie kaum einen Bericht wert. Davon profitieren Sie. [...] Sie sollten jede Kollegin und jeden Kollegen über die Maßen wertschätzen. Trotz aller Widrigkeiten sieht mein Mann seinen Beruf noch immer als Berufung. Er wählte ihn, nicht weil er einen Staat beschützen will, sondern die Menschen. Er will helfen, beistehen, retten und für Gerechtigkeit sorgen. Noch immer und jetzt erst recht, bin ich jeden Tag stolz auf ihn. Dieser Stolz lässt aber nicht überwinden, was mein Mann tagtäglich nicht nur durch den Berufsalltag, sondern vor allem durch den durch die Politik herbeigeführten Raubbau und die schlechten Schönheitsreparaturen, die vieles oft nur verschlimmern, erleben muss. Er tröstet nicht über all die Kon-

sequenzen, die sich für meine Familie ergeben, hinweg. Nicht mehr.

Die Zustände machen mich wütend, und sie machen mich traurig. Manchmal wünschte ich, mein Mann hätte diesen Beruf nie gewählt. Manchmal ärgere ich mich dann auch über ihn. Wir haben es im Freundes- und Bekanntenkreis mit einem Polizisten oder einer Polizistin als Partner schon mehrfach erlebt: Familien reiben sich auf, viele halten zusammen, immer wieder führt es auch zur Trennung. Als ich unser kleines Kind befragte, was an Papas Beruf besser sein könnte, kam die Antwort prompt: Nie ist Papa da. Und was mich dann sehr erschreckte, weil es vollkommen unerwartet kam: Unser Kind macht sich auch Sorgen, erinnert sich an Papas Verletzungen letzstens im Gesicht. Ist Ihnen diese psychische Belastung, die wir als gesamte Familie tragen, eigentlich bewusst?

Von all dem Geld, das wir investieren mussten, um durch Zukäufe oder Ersatz der dienstlich gelieferten Grundausstattung wirkliche Sicherheit zu gewährleisten, fahren andere Familien in den Jahresurlaub. Ich kenne Hämatome an allen Körperstellen in unterschiedlicher Schwere, ich kenne Stauchungen und Quetschungen. Ich kenne die Ungewissheit, wenn nach Anspucken und Beißen auf die Entwarnung des Arztes gewartet wird. Ich kenne die Wut und die Enttäuschung und das teils schwere Wieder-Aufraffen nach Tagen, an denen zum Schutz anderer über zwölf Stunden in Vollmontur bei 30 °C Hitze mit 10 kg Ausrüstung pausenlos gestanden wurde und es Beschimpfungen, Beleidigungen und durchaus auch Flaschen und Pyrotechnik hagelte. Ich kenne die Beulen und Dellen im Schutzhelm, deren Ursprung zu meinem Seelenheil nicht näher definiert wurde. Ich habe Reste von Toten aus der Uniform gewaschen, ich habe das Blut meines Mannes aus der Uniform gerieben.

Im offenen Brief heißt es: «Ihre Erwartungen zur Aufrechterhaltung des Dienstbetriebes gehen auf Kosten der Gesundheit und des Familienlebens Ihrer Dienstkräfte. Überstunden und Dienstplanänderungen sind keine Ausnahme, sie sind die Regel. [...] Private Schwierigkeiten infolge unklarer Arbeitszeiten sind heute für viele Kolleginnen und Kollegen traurige Realität.» Alle Angehörigen tragen die vorherrschenden Widrigkeiten mit: Wir sind die Ehefrauen und Ehemänner, Partner und Partnerinnen, wir sind die Töchter und Söhne, Mütter und Väter, Freunde und Freundinnen, und wir alle müssen die momentane Situation erdulden. Diese Tragweite sieht kaum jemand. Wir müssen in vielen Lebenslagen verzichten, uns Sorgen machen, mit Anfeindungen leben. Unsere Partnerinnen und Partner sehen die Polizei als Berufung, reiben sich auf und riskieren nicht selten Gesundheit und Familie. Mit Ihrer Politik zermürben Sie nicht nur Polizeibeamte und -beamtinnen, sondern auch die Menschen, die mit ihnen in enger Verbindung stehen.

Sehr geehrter Herr Kandt, und ebenso sehr geehrte Frau oder sehr geehrter Herr (kommende/r) SenatorIN für Inneres und Sport des Landes Berlin: Sie haben eine Fürsorgepflicht, und es sollte Ihnen ein zutiefst wichtiges Anliegen sein, für die Menschen einzutreten, für die Sie Dienstherr und politischer Vertreter sind. Polizistinnen und Polizisten und ihre Angehörigen sind Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt. Wenn Sie keine Politik für uns Menschen machen, wofür machen Sie dann Ihren Job? Die Situation ist eine Zumutung für meine und Tausende anderer Familien, und ich fordere Sie als Dienstherr, aber auch als Vater und Ehemann auf, jetzt aktiv notwendige Schritte für eine umgehende Verbesserung einzuleiten.

Mit freundlichem Gruß.

Familienleben in anderem Takt

Vereidigung

Endlich finden wir einen Parkplatz, die Zeit ist bereits knapp. Wir diskutieren noch kurz, ob wir uns ein Parkticket kaufen oder die Strafe riskieren. Letztlich kratzen wir alle Münzen zusammen und halten uns an die Regeln. Dennoch entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass wir darüber nachgedacht haben, den Tag der Vereidigung meines Mannes gleich mit einer Ordnungswidrigkeit zu beginnen.

Nun steckt das Ticket hinter der Frontscheibe, und mein Schwager Basti, meine Schwägerin Sina und ich machen uns auf den Weg zur Philharmonie. Vor dem Gebäude ist alles blau. Hunderte junger Menschen in Uniform stehen zusammen, schwatzen, lachen und freuen sich auf die kommenden Stunden. Während wir uns nähern, versuche ich meinen Mann unter all den Uniformierten zu finden. Da löst sich einer von ihnen aus der Menge und kommt auf uns zu: Tim. Was für ein Bild! Natürlich hatte ich ihn bereits in Uniform gesehen, als er zum ersten Mal alles mit nach Hause brachte. Aber jetzt, draußen und mit all den anderen Polizisten¹, ist es für mich noch einmal etwas Besonderes. Ich werde nie vergessen, wie stolz er war und wie sehr er diesen Moment genoss. Ich bin hin und weg.

Noch heute erinnere ich mich gerne an diesen Augenblick. Da war alles noch ganz neu, aufregend und ausgefüllt mit Stolz und Freude. Inzwischen haben auch andere, negative Gefühle Einzug gehalten. Die Situation lässt sich vielleicht ein wenig mit dem Elternwerden vergleichen: Obwohl der Verstand einem sagt, dass es mit einem Baby auch anstrengende, schwierige Zeiten geben, dass sich alles verändern und der Alltag nicht immer Spaß machen

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird hier und an anderen Stellen meist nur die männliche Form verwendet. Die weibliche Form ist selbstverständlich immer mitgemeint.

wird, überwiegen doch die Freude und ein leicht romantisch verklärtes Bild über das zukünftige Familienidyll. Ist der Nachwuchs dann erst einmal da, schlägt die Realität mit voller Wucht zu. Die Liebe, der Stolz und die Freude bleiben natürlich, aber mit einem Kind kommen eben neue Aufgaben und neue Gefühle hinzu, die nicht immer nur eitel Sonnenschein sind. Wie es ist, weiß man eben erst, wenn man wirklich drinsteckt.

Wir sind sehr besonnen mit der Berufswahl umgegangen. Polizist zu werden war seit jüngsten Kindheitstagen der Traum meines Mannes. Und trotz einiger Verklärung, es war doch immer klar, dass es ein anspruchsvoller Beruf mit besonderen, nicht alltäglichen Anforderungen und Gefahren ist. Dennoch, wie bei unserem Sohn auch, war vieles vorher nicht absehbar. Die Entscheidung trafen wir gemeinsam, die Konsequenzen sind dagegen recht ungleich verteilt.

Während Sina und Basti die ersten Fotos von Tim in Uniform machen, platze ich vor Stolz und sauge den Moment völlig in mich auf. Schick sieht er aus, ziemlich attraktiv. Er steht aufrecht, das Kreuz wirkt breiter, die ganze Haltung fester und überzeugter. Er lächelt. Ich bin berührt, drücke ein Tränchen weg und falle ihm in die Arme. Auf diesen Moment hat er so lange hingearbeitet. Schon einmal hatte er sich beworben, dann wurden plötzlich die Einstellungen in Berlin für einige Jahre ausgesetzt, und wir brauchten einen beruflichen Plan B. Als dann wieder eingestellt wurde, ermunterte ich Tim sehr, trotz eines guten und sicheren Berufs die Gelegenheit zu nutzen und seinem Traum zu folgen. Obwohl er einige Zweifel hatte und auch Ungewissheit herrschte, was kommt, bewarb Tim sich und kniete sich von Anfang an mächtig rein. Mit dem Rauchen hat er aufgehört, sein Sportpensum erhöht, sich intensiv mit den Tests des Auswahlverfahrens beschäftigt, die Allgemein- und die politische Bildung noch einmal aufgepoliert. Über Monate zog

sich das Auswahlverfahren hin, es ging von einem Test zum nächsten, und über all die Monate schaute er immer und immer wieder auf die Online-Rangliste. Wer unter den ersten 90 war, war drin. Die Tests meisterte er gut, etwas Zittern gab es bei der ärztlichen Untersuchung. Tim hatte Berichte darüber gelesen, dass bei jungen, sportlichen Menschen Erkrankungen diagnostiziert worden sind, die denen bisher gänzlich unbekannt gewesen waren und die das Aus für den Polizeidienst bedeuteten, beispielsweise Skoliose (eine seitliche Verkrümmung der Wirbelsäule) oder kritische Blutwerte.

Sein Wissen kann man erweitern, seine Sportlichkeit verbessern – auf unentdeckte Erkrankungen oder sonstige körperliche Schädigungen hat man dagegen keinen Einfluss.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kam endlich die ersehnte Nachricht: Tim war gesund, er war eine Runde weiter. Wir atmeten auf. Alle Tests waren durch, Tim rangierte unter den Besten. Er würde Polizist werden! Für einen kurzen Moment kamen ihm dennoch Zweifel. Sollte er wirklich den sicheren Beruf an den Nagel hängen und noch einmal ganz neu starten? In den nächsten drei Jahren würde er zunächst ein Studium absolvieren müssen, und er hatte etwas Sorge, es nicht zu schaffen. Ich zweifelte nie an ihm, aber ich konnte verstehen, dass er seine Entscheidung zumindest noch einmal überdachte. Immerhin bedeuteten eine Einstellung und damit das Studium bei der Polizei nicht, dass man den Beruf am Ende auch sicher hat. Würde er zweimal durch eine Prüfung fallen, sei es in Rechtslehre oder Schwimmen, er wäre von heute auf morgen arbeitslos. Zusätzlich sollte sich im Verlauf des Studiums zeigen, dass ihn und seine Kollegen auch eine permanente Angst vor Verletzungen quälen würde. Angst, dass ihnen bloß nichts widerfuhr, was ein Ausschlusskriterium darstellen könnte.

Dies alles schießt mir noch mal durch den Kopf, als er jetzt vor mir steht, in Uniform und am Tag seiner Vereidigung.

Später in der Philharmonie sitzen die Familien und Freunde getrennt von den Anwärtern. Sie haben eine eigene Loge. Ein Meer blauer Hemden mit einem kleinen bunten Farbklecks. Später erklärte mir Tim, das seien die Kripas gewesen, Kriminalbeamte, die nicht uniformiert werden. Uniformen tragen die Schutzpolizisten, die Schupos, zu denen nun nach dem Ablegen des Eides auch mein Mann gehört.

Ich bekomme Gänsehaut, als alle Anwärter schwören, immer ihren Dienstpflichten nachkommen und für Stadt und Bürger sowie die freiheitlich-demokratische Grundordnung eintreten zu wollen – ein guter Cop sein zu wollen, wie Tim es später einmal zusammenfasst. Der Beruf verlange mehr dem Einzelnen ab als andere, auch privat müsse man für Rechtsstaatlichkeit, die Werte und Überzeugungen entstehen und sei vermutlich nie wieder so unbedarft wie vorher, sagte der Innensenator in seiner Rede anlässlich der Vereidigung.

Ich hätte dennoch nie gedacht, dass Tims Beruf unseren Alltag, unsere Ehe auf eine derart harte Probe stellen würde. Wenig gemeinsame Zeit und die ständig fehlende Planungssicherheit für uns als Familie, aber auch für unseren weiteren Familien- und Freundeskreis, Verletzungen unterschiedlicher Schwere und die psychische Belastung durch Fälle, die an die seelische Substanz gehen, sind für uns Alltag geworden. Auch lässt der Polizeidienst kaum effektive Erholungsphasen für Tim zu. Bei den Worten des Innensensors dachte ich noch, ja klar, man sollte ein grundsätzlich ehrlicher Mensch sein, für Gerechtigkeit und Schutz einstehen können und selbst danach leben. Mindestens genauso logisch erschien es mir, dass der Beruf einen verändern wird. Diese recht allgemeinen Überlegungen von da-

mals klingen für mich aus heutiger Perspektive sehr idealistisch - und auch ein Stück weit naiv.

Ich halte grundsätzlich noch immer sehr viel von Menschen, die sich für den Polizeiberuf entschieden haben, weil ich viele von ihnen kennengelernt habe und weiß, mit wie viel Fleiß, Engagement und Idealismus sie an ihre Arbeit herangehen. Ich höre aber inzwischen auch immer wieder von Polizisten, die nur noch wenig Engagement zeigen, sich auf Kosten der Kollegen durchschummeln, verbittert sind und keinen guten Job mehr machen.

Aber Polizisten sind eben auch nur Menschen und nicht über andere erhaben: Sie haben Schwächen und Launen wie alle anderen, und es gibt schwarze Schafe unter ihnen wie in anderen Berufen auch. Aber die Anforderungen an ihre Moral und ihre Integrität sind schon besonders: Sie müssen Mut und Durchhaltevermögen entwickeln, aber auch viele schwierige Situationen einfach aushalten und diese später ausblenden können; sie müssen dazu in der Lage sein, über eine gewisse Macht zu verfügen, sie aber nicht zu missbrauchen, nicht abzuheben. Genauso oft müssen sie das Gefühl ertragen, machtlos zu sein und Dinge nicht ändern zu können, die aber für mehr Gerechtigkeit dringend geändert werden müssten. Sie müssen vor allem ertragen, dass ihr Berufsstand immer wieder zwischen die Fronten gerät, ob nun buchstäblich bei einer Demonstration, wo Linke auf Rechte treffen, oder sinnbildlich, wo die Politik sie als Spielball benutzt. Sie müssen lernen, mit Ablehnung, Ekel, Gefahr und Tod umzugehen und jeden Tag wieder nach Hause zu kommen und die gleichen, geliebten Menschen zu sein, als die sie gingen.

Heute kann ich wirklich beurteilen, was dieser Beruf für die ihn Ausübenden und ihre Familien bedeuten kann und wie viel es den Polizisten manchmal abverlangt, jeden Tag wieder zum Dienst zu erscheinen. Doch welche Auswirkungen Tims Beruf auf uns als Menschen und Paar haben wür-

de, welche Einschnitte er für meine Freundschaften und meine Karriere, vor allem aber für unseren Sohn bedeuten würde, davon ahnte ich an diesem Tag nichts. Ich habe mir darüber auch überhaupt keine Gedanken gemacht. Dass mein Mann zum Beispiel auch an Wochenenden und Feiertagen und pausenlos im Schichtdienst würde arbeiten müssen, war mir klar und beunruhigte mich nicht. Was das jedoch konkret bedeutete, davon hatte ich keine Vorstellung.

Sicher hätte ich mit dem Wissen von heute vieles an diesem Tag nicht so euphorisch aufgenommen, hätte vor allem bei den warmen Worten der Redner um einiges zynischer reagiert. Heute weiß ich, wie wenig ehrliche Unterstützung und Anerkennung oft hinter toll verpackten politischen Aussagen stecken. Gerade hier in Berlin. Ich empfehle, einmal den Berliner Koalitionsvertrag der rot-rot-grünen Regierung zu lesen. Die Gewichtung des Themas Inne-
re Sicherheit ist sinnbildlich: Sie steht im Koalitionsvertrag ziemlich weit hinten, vorher will Rot-Rot-Grün «den Tanz in Berlin stärken», wie unter dem Punkt «Kultur- und Medienmetropole Berlin» nachzulesen ist.

Die Diskrepanz zwischen Festtagsreden und tatsächlicher Wertschätzung zeigt sich zweifellos auch im Lohn. Zum ersten Mal bekomme ich eine Ahnung davon, als mein Schwager Basti mir am Tag der Vereidigung erzählt, er sei ziemlich entsetzt über die Besoldung bei der Berliner Polizei. Er selbst ist bei der Bundespolizei im mittleren Dienst. Und obwohl Tim im gehobenen Dienst arbeiten wird, verdient Basti mehrere hundert Euro mehr im Monat. Auch die Zuschläge für Wochenend- und Nachtarbeit betragen zum Teil mehr als das Dreifache. Berlin ist trotz besonderer Gefahrenlage bundesweit Schlusslicht bei der Bezahlung seiner Polizeibeamten. In Berlin leben über 3,5 Millionen Menschen unterschiedlichster Einstellung, Bildung, Religion, Ethnie, und das schafft viele Reibungspunkte, außerdem kommen tagtäglich viele tausend Touristen aus der

ganzen Welt hinzu. Nicht zuletzt bedeutet auch der Status als Hauptstadt mit Regierungssitz eine viel stärkere Herausforderung für die Wahrung der Sicherheit, es wird mehr demonstriert, die Gruppen sind schnell größer als in anderen Städten.

Bei meinem Beruf ist das Gefährlichste der Arbeitsweg, außerdem arbeite ich nur halbtags (und damit 50 Stunden im Monat weniger als mein Mann), dennoch verdiene ich brutto mehr als Tim. Bezahlt werde ich übrigens in Anlehnung an den Tarifvertrag des öffentlichen Dienstes in Berlin, somit auch nicht gerade fürstlich. Die Besoldung spricht also kaum für Anerkennung der besonderen Umstände bei der Polizei, geschweige denn für eine Wertschätzung. Natürlich gibt es Vergünstigungen durch den Beamtenstatus, etwa dass Polizisten keine Sozialversicherungsabgaben zahlen müssen, aber das macht den Verdienst nicht wirklich attraktiver. Beamte des gehobenen Dienstes müssen sich privat krankenversichern, und bedenkt man die monatlichen Beiträge, die sich schnell auf mehrere hundert Euro belaufen, und rechnet die zusätzlichen privaten Ausgaben für eine bessere Ausrüstung hinzu, dann sind die vermeintlichen steuerlichen Vorteile schnell aufgezehrt.

An diesem Tag, dem Tag der Vereidigung, konnte jedoch nichts meine Freude und meinen Stolz mindern. Denn es war - und es ist - für mich etwas Besonderes, dass mein Mann Polizist ist. Niemals hätte ich Tim zu einem anderen Beruf geraten. Auch wenn ich in den letzten Jahren manchmal wünschte, er wäre kein Polizist geworden. Ich sehe den Beruf heute mit anderen Augen, reflektierter und kritischer. Ambivalenz hat ihren festen Platz in der Beziehung zu einem Polizisten.

«Pass auf dich auf!»

«Hat Ihnen das Ihr Mann noch gar nicht gesagt ...?!» Die Erzieherin steht wieder einmal vor mir und wundert sich. Ben sei vor zwei Tagen etwas Schweres auf den Zeh gefallen, und nun will sie von mir wissen, was daraus geworden ist. Sie ist merklich hin und her gerissen, ob sie es schlimmer findet, dass ich nichts von der Verletzung meines Kindes weiß oder dass mein Mann mir nichts davon erzählt hat.

Ich hasse diese Momente. Nein, natürlich hat mir mein Mann das noch nicht erzählt. Wann auch? Seit Tagen geben wir uns quasi nur noch die Klinke in die Hand. Seit acht Tagen arbeitet Tim nun durch. Heute können wir zusammen zu Abend essen, dann geht er in die Nachtschicht. Früh, spät, Nacht, früh, spät, Nacht – jeden Tag wechselt die Schicht und eine folgt der nächsten, mindestens zehn Stunden, regelmäßig sind es auch zwölf. Da bleibt keine Zeit für Erholung, da bleibt auch kaum Zeit für Familie, von Freunden ganz zu schweigen. Vor zwei Tagen hätte Tim eigentlich einen freien Tag gehabt, musste dann aber kurzfristig für einen erkrankten Kollegen einspringen. Gestern hatte er Spätschicht und sollte eigentlich um 20 Uhr Feierabend haben. Ich freute mich, noch ein, zwei Stunden mit ihm am Abend zusammen zu sein und gemeinsam ins Bett gehen zu können. Der Tod kam uns dazwischen, gewissermaßen: Nach einem Familienstreit war ein Mann tot zusammengebrochen – vermutlich ein Herzinfarkt –, und Tim und sein Kollege hatten abwechselnd die Zeit bei dem notdürftig zugedeckten Leichnam in der Wohnstube und den Angehörigen im Nebenraum verbracht, während sie auf den Bereitschaftsarzt warteten. Über eine Stunde.

Als Tim dann später als gedacht nach Hause kam, war ich bereits dabei, mich bettfertig zu machen. Er erzählte mir, was geschehen war. Die Geschichte ging mir ziemlich nah. Da verstirbt der Angehörige in einer so ungunstigen Situa-

tion, und dann liegt er noch stundenlang im Nebenraum. Während mich die Gedanken daran auch noch im Bett beschäftigten, schlief Tim neben mir bereits. Völlig erschöpft, tief und fest. Wenigstens konnten wir zusammen ins Bett gehen.

Und jetzt stehe ich also der Erzieherin gegenüber und versuche, ihren vorwurfsvollen Blick und ihre Andeutungen über unsere scheinbar vorliegenden Kommunikationsprobleme zu ignorieren. Unmut über die Situation und Verärgerung über ihre Anmaßung machen sich breit, aber ich schiebe ihn beiseite. Ben war vielleicht etwas auf den Zeh gefallen, aber es kann im Nachhinein nicht wirklich schlimm gewesen sein. Das hätte ich bemerkt, auch ohne Hinweis von der Erzieherin oder Tim. Ich reagiere freundlich, verweise auf unsere berufliche Situation und dass Ben nicht ernsthaft verletzt sein kann, da ich es sonst sicher in den letzten Tagen bemerkt hätte. Touché, das scheint sie zu beeindrucken und verändert die Stimmung. Beim Umziehen frage ich Ben dennoch nach dem Vorfall und schaue mir den viel besprochenen Zeh vorsichtshalber an. Wie ich es mir schon dachte, es ist nichts. Nervig bleibt die Situation dennoch, denn es kam schon öfter vor, dass Tim und ich vergaßen, uns Dinge aus der Kita mitzuteilen. Und es wirkt so, als passiere uns das häufiger als anderen.

Da die Erzieherin mir mangels heimischer Kommunikation alles noch einmal erzählen musste, dauert das Abholen ungeplant lang. Auch wenn ich es ungern tue, hetze ich Ben nun ein wenig beim Anziehen. Es kommt immer wieder vor, dass wir länger brauchen als gedacht und am Ende nicht rechtzeitig zu Hause sind, um gemeinsam essen zu können, weil Tim los muss. Diesmal schaffen wir es rechtzeitig, wenn auch gestresst.

Während Ben sich auf sein Spielzeug stürzt, erzähle ich vom Gespräch mit der Erzieherin. Nicht ohne einen gewissen Ärger auf Tim, weil er mir nichts davon erzählt und

mich dadurch in diese unangenehme Situation gebracht hat. Er hatte es einfach vergessen, zumal Ben sich nicht über Schmerzen beklagte. Ich weiß, es gibt eigentlich keinen Grund, Tim Vorwürfe zu machen, Ärger schwelt dennoch in mir. Wir haben allerdings nur wenig Zeit füreinander, und die wollen wir nicht mit Streit über Kleinigkeiten verbringen. So sind wir uns schnell einig, das Thema zu beenden und andere wichtige Punkte anzusprechen. Wir tauschen uns aus über Ben, über unsere Arbeit, und endlich kommen wir auch einmal dazu, uns zu fragen, wie es uns eigentlich geht. Manchmal gibt es mehrere Tage hintereinander, an denen die Gespräche nicht über das Nötigste hinausgehen. Heute können wir glücklicherweise etwas ausführlicher sprechen.

Beim Essen plappert Ben munter darauflos und wir genießen die Familienzeit. Gleichzeitig geht mein Blick immer wieder zur Uhr an der Wand. Ich ertappe mich dabei, wie ich nachrechne: Noch soundso viele Minuten, dann muss Tim los. Ich schaue zu ihm und – keine Überraschung – auch er checkt regelmäßig die Uhr. Schließlich beenden wir das Essen, es bleibt noch ein bisschen Zeit zum Toben und Kuschneln mit Ben, dann packt Tim zusammen. Schnell ein Kuss zum Abschied von mir. «Pass auf dich auf!» Bei jedem Abschied sage ich das zu ihm. Bei jedem!

Und schon ist die gemeinsame Zeit wieder vorbei. Wenige Stunden am Tag, die wir versuchen besonders zu zelebrieren, oft genug aber genauso unbeachtet dem Alltag überlassen.

Heute fällt Ben der Abschied schwer. Ihm fehlt Papa. Wie immer, wenn die Sehnsucht groß ist, läuft er ins Schlafzimmer und kommt mit Papas Kopfkissen zurück. Und dann läuft dieser kleine Mensch den Rest des Abends mit Papas großem Kopfkissen durch die Wohnung, kuschelt sich aufs Sofa und riecht immer wieder daran. Schon als er noch so klein war, dass hinter dem Kissen gerade einmal seine klei-

nen Beinchen hervorguckten, wenn er es in die Stube trug, war das seine Lösung, um Papa etwas näher zu sein. Papa fehlt, und nicht nur ihm.

Wenn Tim Nachtschicht hat, schläft Ben in Papas Bett. Das ist eine wichtige Tradition für ihn. Nichts kann ihn davon abhalten. Bevor Ben mit seinem Bettzeug in Papas Bett einzieht, machen wir Tim das Gästebett bereit, sodass er am Morgen nur noch hineinfallen muss. Anschließend lese ich Ben vor und wir kuscheln ein bisschen, bis er schläft.

Wenn der Mann quasi pausenlos durcharbeitet, und das zu unregelmäßigen Zeiten, liegt die Organisation des Alltags fast vollkommen beim Partner. Ich habe einen fordernden Beruf, der mir viel abverlangt und den ich sehr schätze, ich will ihn also auch sehr gut machen. Ich muss konzentriert und gründlich arbeiten, viele Dinge gleichzeitig erledigen und Verantwortung - auch für andere - übernehmen. Da reicht oft schon der Arbeitstag allein, um geschafft zu sein. Zusätzlich hetze ich ständig durch die Stadt - und Berlin ist eine große Stadt, da fährt man schon einmal andert-halb Stunden von einem Ende zum anderen -, von zu Hause zur Kita, zur Arbeit, zurück zur Kita, zum Sport von Ben, zum Einkaufen und sonstigen notwendigen Erledigungen und dann wieder nach Hause - und das eigentlich nie ohne Zeitdruck. Zu Hause geht das Organisieren weiter, den Dienstplan von Tim immer griffbereit, um mögliche Unternehmungen daran auszurichten, am Ende aber vieles doch ganz allein zu machen.

Die Zeit, die meinem Mann zum Erholen und für uns als Familie fehlt, fehlt letztlich auch ein Stück weit für meine Erholung. Also sinke ich am Ende des Tages häufig erschöpft aufs Sofa und habe nur wenig Energie für Hobbys. Jedes Mal denke ich: Jetzt habe ich noch schön eine Stunde für mich. Ich mache Yoga, ich lese endlich mal wieder ein Buch, vor einiger Zeit habe ich Tai-Chi gelernt, das wäre doch jetzt perfekt! Und während ich das denke, sitze

ich erledigt auf dem Sofa und, nun ja, denke es eben nur. Was könnte ich jetzt Sinnvolles tun, was müsste ich jetzt eigentlich tun – stattdessen lasse ich mich doch nur vom Fernseher berieseln. Und vom Smartphone. Ich lese im Internet Zeitung und gelegentlich chatte ich über WhatsApp. Manchmal passt es gerade und ich kann mich so ein wenig mit Tim austauschen. Ich mag es, wenn wir uns schreiben. Dann ist es ein bisschen wie früher, als wir noch Jugendliche waren und im Internet chatteten oder uns SMS schickten. Wir sind ganz bei uns, schreiben über Gott und die Welt, sind oft ausgesprochen lustig. Meist für nur wenige Sätze, dann bricht der Kontakt abrupt ab. Und dann sitze ich da, warte, ob doch noch ein «schreibt ...» in der Leiste erscheint. Aber in der Regel bleibt das Telefon stumm. Um mich von dem Gefühl des Alleinseins und dem Vermissen abzulenken, überfliege ich meine Kontakte: Mit wem könnte ich jetzt noch ein wenig schreiben? Ich mache das unbewusst, wie ein Reflex. Heute fällt es mir wieder auf und ich lege das Smartphone zur Seite. Und dann kommt wieder diese Leere. Sie ist mein ganz persönliches Problem, sicher können andere solche Momente gut und gewinnbringend füllen. Ich würde mich jetzt gerne unterhalten, kuscheln – ganz einfache Dinge, die Ruhe und Halt bieten nach einem langen, anstrengenden Tag. Aber ich sitze hier, allein in unserem Wohnzimmer mit nichts im Fernsehen. Und ich vermisse Tim. Es wäre gelogen, zu behaupten, wir würden, wäre er jetzt da, pausenlos angeregte Gespräche führen oder uns körperlich nah sein. Aber: Er wäre da. Auch wenn er nur neben mir auf dem Sofa sitzen und gemeinsam mit mir fernsehen würde.

Tatsächlich erlebe ich das viele Alleinsein als einen sehr krassen Einschnitt. Die Ungewissheit, wie es Tim geht, spukt eher unbewusst durch meine Gedanken und gibt dem Offensichtlichen – dem Verzicht, dem Vermissen, dem Die-Dinge-selbst-regeln-Müssen – einen faden Beigeschmack.

Trotzdem mache ich mir Sorgen. Ausnahmslos. Wie sehr meine Sorge an diesem Abend gerechtfertigt sein würde, sollte ich am nächsten Morgen erfahren.

Der Morgen ist einer der stressigen Sorte, an denen ich irgendwie nicht richtig in die Gänge komme und Ben für drei Minuten Anziehen wieder eine halbe Stunde und einen Wutausbruch braucht. Normalerweise schläft Tim nach einer Nachtschicht erst einmal, heute aber geht er nicht ins Bett und hilft dem Kleinen beim Fertigmachen, während ich mich um alles andere kümmere. Erst als wir bereits angezogen im Flur stehen und ich Tim beim Abschied das erste Mal bewusst anschau, fällt es mir auf: Er ist grün und blau im Gesicht. Ich bin entsetzt - und gleichzeitig voller Scham. Obwohl ich schon seit einer ganzen Zeit um ihn herumgewirbelt bin, sogar mit ihm gesprochen habe, sehe ich ihn erst jetzt richtig an. Er hat Hämatome und Kratzer im Gesicht und seine Körperhaltung zeigt: Er hat Schmerzen und wohl noch weitere Verletzungen.

Nach dem ersten lähmenden Schock stürze ich auf ihn zu und stelle tausend Fragen. Glaube ich zumindest, vielleicht denke ich sie auch nur. Ich bin erschrocken, besorgt und wütend zugleich. «Was ist passiert? Wie geht es dir? Wer hat das gemacht? Tut es sehr weh?» - «Alles gut so weit», will Tim mich beruhigen. «Sieht wahrscheinlich schlimmer aus, als es ist.» Ich nehme meinen Mann in den Arm und schlucke das Gefühlschaos herunter. Dann schaue ich zu Ben, wie geht es ihm? Er ist ganz ruhig. Jetzt weiß ich auch, warum er vorhin sofort gut mitmachte, als Papa auftauchte. Ich dachte, es lag einfach daran, dass Tim unbeteiligt und entspannt in die Situation kam. Unser Sohn ist eher ein ruhiges Kind, sehr aufmerksam, feinfühlig und nachdenklich. Neben den für sein Alter normalen impulsiven Reaktionen beobachtet er Situationen oft sehr genau, hinterfragt und durchdenkt sie. Häufig spricht er Erlebnisse erst nach Tagen oder gar Monaten an, wenn wir Erwachsenen sie schon

vergessen haben und sie als verarbeitet wännen. Ben ist mir da sehr ähnlich: Er grübelt und trägt vieles noch ewig mit sich herum.

Da ich an diesem Morgen im Stress bin und sehr froh über Tims Unterstützung war, hatte ich kein Ohr dafür, worüber er sich mit Ben unterhalten hat. Mag sein, dass sie während des Anziehens über Tims Zustand gesprochen haben. «Mensch, warum sagt ihr denn nichts?», frage ich die beiden. Ben zuckt still mit den Schultern, und ich kann aufgrund meines eigenen aufgeschreckten Zustands nicht wirklich einordnen, ob er selbst noch erschrocken ist oder mein Schreck ihn gerade beunruhigt. «Was ist überhaupt passiert und was tut alles weh? Wir sollten zum Arzt!», beschließe ich und nehme mein Smartphone, um bei der Arbeit Bescheid zu sagen, dass ich später kommen werde. «Lass mal, ich lege mich erst einmal hin und schlafe aus. Danach können wir gucken, wie es mir geht», bricht Tim meinen Impuls ab. «Sicher?» – «Sicher.» Damit ist das Thema Arzt erst einmal verschoben.

Ich nehme Tims Kopf vorsichtig zwischen die Hände, bewege ihn langsam ins Licht und wieder in den Schatten, beobachte dabei die Pupillenreaktion. Die ist normal, soweit ich das beurteilen kann. Was genau mir das über seine Gesundheit sagt, weiß ich nicht. Aber auch bei Ben mache ich das immer automatisch, wenn er sich beim Toben am Kopf gestoßen hat. Auch wenn es vermutlich keine wirkliche Aussagekraft hat, beruhigt es mich. Tim lächelt und lässt alles über sich ergehen, er kennt meine Macken. «Was ist denn nun passiert?», hake ich noch einmal nach, während ich vorsichtig über seine Verletzungen streiche. Er und eine Kollegin seien wegen eines Zechprellers gerufen worden, erzählt Tim. Der Mann war offensichtlich ziemlich betrunken und sehr aggressiv. Als sie die Situation klären wollten, ist der Herr handgreiflich geworden. «Wirklich, es ist so weit alles gut. Ich lege mich jetzt hin und schlafe erst

einmal. Müsst ihr nicht los?», versucht Tim mich noch einmal zu beruhigen. Ja, natürlich hätten wir schon längst los gemusst. Aber mein Mann steht verletzt vor mir.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Tim von der Arbeit schon mit einem blutunterlaufenen Finger nach Hause gekommen, mit blauen Flecken und Blutergüssen von Tritten und einer von Feuer angesengten Uniformhose. Und er war mehrmals angespuckt worden – was zunächst zwar eklig, aber harmlos klingt, jedoch schnell zur emotionalen Qual werden und schlimme Folgen mit sich bringen kann. Angespuckt zu werden ist unfassbar entwürdigend. Wird man ins Gesicht gespuckt – es gibt sogar Fälle, da wurde Polizisten direkt in den Mund gespuckt –, kann das ernsthafte Folgen haben. Durch Speichel werden Krankheiten übertragen. Im Gesicht gibt es viele Schleimhäute (Auge, Nase, Mund). und die Gefahr, dass Speichel auf diese gelangt, ist entsprechend höher als beim Rest des bekleideten Körpers. Über die Schleimhäute geraten Krankheitserreger in den Körper und eine Infektion kann stattfinden. Das bange Warten auf die ärztliche Entwarnung raubt einem den Schlaf. Nicht ohne Grund hat Tim inzwischen weit mehr als die Standardimpfungen durchführen lassen.

Und jetzt steht er wieder verletzt vor mir, schlimmer denn je. Und was macht man als Familie eines Polizisten? Man schluckt unangenehme Gefühle herunter und kehrt wieder zurück zum Alltag. Also schlucke ich, und es ist ein dicker Kloß, der da geschluckt werden will. Dann drücke ich Tim noch einmal kräftig. Die Blicke klären ein letztes Mal: «Sicher, nicht zum Arzt?» – «Wirklich nicht!» Ben und ich machen uns los.

Immer wieder greife ich bei der Arbeit zum Smartphone. Hat Tim geschrieben? Nein, er schläft vermutlich noch. Kurz darauf wieder ein Blick. Keine Nachricht. «Bitte melde dich, wenn etwas ist. Ich kann sofort kommen», schreibe ich, will das Smartphone weglegen und schreibe dann

doch noch einmal: «Und sag mir, wie es dir geht, sobald du wach bist.» Ich versuche, mich auf die Arbeit zu konzentrieren. Trotzdem schwirren die Gedanken nur so durch meinen Kopf. Wie es Ben wohl geht? Was macht es mit ihm, wenn er seinen Papa verletzt sieht?

Gleichzeitig beschäftigt mich, wie ich die Verletzungen den ganzen Morgen nicht hatte bemerken können. Ich sage mir, dass es ganz normal ist, sich im Stress nicht immer genau anzuschauen. Dennoch bleibt der Beigeschmack von Scham.

Am Ende erweisen sich die Verletzungen Gott sei Dank nicht als allzu schlimm. Die Knie aufgeschlagen, die Stirn angeschlagen und verschrammt, ein blaues Auge. All das heilt. Was bleibt, sind die Sorgen und Ängste, die durch solche Ereignisse wiederbelebt und aufs Neue spürbar werden. Mit jedem Mal fressen sie sich tiefer in die Seele und manifestieren sich damit in meinem alltäglichen Denken und Fühlen. Eine besondere Herausforderung, nicht nur an dem entsprechenden Tag.

Als mir Tim am Nachmittag die ganze Geschichte zu den Verletzungen erzählt, geht sie mir durch Mark und Bein. Und sie wird mich sicher noch Jahre beschäftigen: Es kam wohl zu einem Gerangel zwischen dem Betrunkenen auf der einen und Tim und seiner Kollegin auf der anderen Seite. Sie verloren das Gleichgewicht, fielen und rollten ineinander verkeilt über die sechsspurige Hauptverkehrsstraße. Es war nachts, die Umgebung nur schwach beleuchtet. Ein Lkw kam näher, der Fahrer sah die drei dunkel gekleideten Menschen vermutlich nicht gleich und wich erst spät aus.

An dieser Stelle der Erzählung habe ich das Gefühl, dieser Lkw würde durch meinen Magen fahren. Tim muss zugeben, dass es lebensgefährlich war, und in meinem Kopf rasen die Was-wäre-wenn-Gedanken. «Warum kam denn keine Verstärkung?», frage ich etwas hilflos. «Wir kamen nicht dazu, welche anzufordern. Wir mussten runter von

der Straße und den Kerl irgendwie gebändigt kriegen», erklärt Tim sachlich. «Aber ihr wart doch zu zweit», versuche ich es zu verstehen. «Du, das sagt nichts. Die entwickeln unter Adrenalin enorme Kräfte, und wenn dann auch noch Drogen oder Alkohol im Spiel sind, werden sie vollkommen unberechenbar.» Und es wurde noch schlimmer: Bei dem Gerangel hatte der Mann plötzlich versucht, Tim die Waffe aus dem Holster zu ziehen. Das veraltete Holster mit einfachster Sicherung hätte es ihm leichtgemacht, erzählt Tim, und er habe gerade noch so Schlimmeres verhindern können.

Nun explodieren in mir die Bilder, was alles hätte passieren können. Dieser Mann war so schon nicht zu bändigen, wäre er jetzt auch noch an die Waffe gekommen und hätte aus nächster Nähe schießen und damit ganz sicher treffen können ... Ich bin vollkommen erledigt.

Am Ende kam dann doch Verstärkung. Die nutzte das Überraschungsmoment, und zu viert konnten sie den Mann endlich festnehmen, jedoch nicht ohne selbst Verletzungen zu erleiden.

Diese Geschichte wird mich vermutlich auf ewig verfolgen. Das erste Mal vergisst man nie, leider auch nicht bei den schlimmen Dingen. Ich bin ein sehr empathischer und emotionaler Mensch. Meine Familie bedeutet mir alles, und jeden Schmerz fühle ich mit. Die Geschichte ging glimpflich aus. Aber Tim nun ins Gesicht zu sehen und zu wissen, dass es auch ganz anders hätte ausgehen können, fühlt sich in diesem Moment fast so schlimm an, als wäre es wirklich geschehen. Tim ist mein Zuhause. Wir waren noch so jung, als sich unsere Wege kreuzten. Mehr als die Hälfte meines Lebens sind wir nun zusammen, erlebten Tausende wundervolle Tage und einige Dramen. Aber es waren immer «wir». Ich bin dankbar, dass wir so verwoben sind. Ich bin dankbar, dass unsere Liebe so sicher wie unser Herzschlag ist – und auch so wichtig. Auch wenn viele Gefahren und Ängs-

te inzwischen Alltag sind, mich mal mehr, mal weniger beschäftigen – ich bin jedes Mal wieder froh, wenn Tim gesund nach Hause kommt.

Noch habe ich mein eigenes Gefühlschaos nicht geordnet, da erwartet uns die nächste Herausforderung. «Was sagen wir Ben?», frage ich und grübele über verschiedene Möglichkeiten. Dass wir es erklären, steht für mich außer Frage. Aber das Maß zwischen Ehrlichkeit und Beschützen ist nicht leicht zu finden. Bin ich doch selber ganz hin und her gerissen zwischen: «Oh mein Gott!» und: «Komm runter, war doch alles letztlich nicht so schlimm.» Auf dem Weg zur Kita hatte ich schon kurz mit Ben gesprochen, dass ich jetzt gerade etwas durcheinander sei, aber wenn Papa sage, dass alles gut sei so weit, würde ich ihm glauben. Dann waren wir ungewöhnlich still.

Als würde Tim mein Gefühls- und Gedankenchaos hören, lächelt er lieb und erzählt: «Ben hat heute Morgen schon ganz viele Fragen gestellt und ich habe ihm ein bisschen von dem Einsatz erzählt. Dass ein Mann anderen Angst gemacht hat und wir helfen wollten. Da er aber so stark betrunken war, wurde er gleich böse und fing an, sich mit uns zu hauen. Und dass ich dann mit dem Funkgerät meine Kollegen gerufen habe, die uns beim Festnehmen geholfen haben. Ich habe also nicht alles erzählt, das hätte er gar nicht verarbeiten können. Und ich denke, das muss er auch gar nicht so genau wissen.» Ich nicke und frage: «Wie ging es ihm damit?» Ben habe ganz gebannt auf die Wunden geschaut und gefragt, ob es sehr weh tue, berichtet Tim. Und er habe gesagt, wie froh er sei, dass Tim immer sein Funkgerät bei sich trage.

Wir beschließen, Ben zu sagen, dass er jederzeit nachfragen könne, wenn ihn noch etwas beschäftigen sollte. Schließlich ist es nicht nur die Verletzung, mit der sein Pa-

pa nach Hause kam, die er verarbeiten muss, sondern auch meine entsetzte Reaktion.

Die nächste Frage war dann, was Tim wegen des Holsters unternimmt. «Was soll ich schon machen?», fragte er. «Die Dinger sind älter als ich und das Problem in der Behörde bekannt. Es gibt eine neuere, sicherere Variante, die ist aber nicht vorrätig. Wenn also keine neuen angeschafft werden, müssen wir damit leben – oder überleben ...», fügt er nach einer kurzen Pause zynisch hinzu. Befreundete Kollegen haben sich auf eine Warteliste für die neueren Holster setzen lassen. Andere wiederum hätten sich entschieden, sich von ihrem eigenen Geld ein sicheres Holster anzuschaffen. Das schützt sie zwar im Berufsalltag, aber sie riskieren damit unter Umständen ein Disziplinarverfahren, weil nicht alle Modelle für Berlin zugelassen sind.

Diesen Abend verbringen wir ganz bewusst miteinander, kuscheln uns auf dem Sofa zu einem Familienknoten und geben uns Halt. Ben war wichtig, dass der böse Mann nun gefasst ist, damit schien es so weit okay für ihn. Er ist noch sehr jung, sodass er hoffentlich den Schrecken irgendwann vergisst. Aber irgendetwas sagt mir: Es wird für uns beide ein sehr einschneidendes Erlebnis bleiben.

[...]